

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militär-sanitätsvereins und des Samariterbundes

Band: 33 (1925)

Heft: 2

Artikel: Der künstliche Mensch

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-973869>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der künstliche Mensch.

Der Traum vom künstlichen Menschen ist in zwei Gestalten Wirklichkeit geworden: als Homunkulus und als Automatenmensch. Den beiden waren nicht gleiche Schicksale beschieden: der Homunkulus starb in der Retorte, in der das künstliche Menschlein geboren werden sollte, und blieb für immer eine Schöpfung dichterischer Fantasie, ein leerer, blutloser Begriff. Nur der Maschinenmensch trat aus dem Dunstkreis der Theorie in die praktische Wirklichkeit ein.

Das chemische Retortenmenschlein, das noch zu Goethes Zeiten in den Köpfen herumspukte, verdankt seine Entstehung dem Irrtum eines griechischen Alchimisten und der witzigen Laune eines deutschen Arztes.

Um das 3. Jahrhundert v. Chr. lebte in Panopolis ein längst vergessener Dunkelmann, ein kleiner Philosoph namens Sosimos. Dieser gelehrte Sonderling bildete sich ein, in die Fußstapfen Platons treten zu müssen und schrieb mit unermüdlichem Fleiß nicht weniger als 28 Bücher über die platonische Naturphilosophie. Seine Bücher sind verschollen, nur ihre Kunde ist der Nachwelt überliefert worden. Sosimos beschäftigte sich in seinen Schriften vor allem mit der Natur der Metalle, deren chemische und physische Eigenschaften der Griechen in seinen langweiligen Abhandlungen weitläufig auseinandergesetzt haben soll. Sosimos unterzog die verschiedenen Metalle hauptsächlich vom Gesichtspunkte des Goldmachens einer eingehenden Untersuchung und kam zum überraschenden Ergebnis, daß eigentlich jedes Metall, so gut wie ein Mensch einen Körper und eine Seele habe. Bei der chemischen Veränderung der einzelnen Metalle verändere sich in allererster Reihe die Metallseele, und die eigenartige „metallische Seelenwanderung“ bewirke dann die sichtbare Veränderung der äußeren Hülle.

Die Jünger des Sosimos faßten diese

offenbar symbolisch gemeinte Lehre des Meisters in buchstäblichstem Sinne auf und betrachteten die Metalle als wirkliche Lebewesen: als Tiere oder Menschen. Es gab für sie ein Kupfertier und einen Silbermenschen, ein Eisentier und einen Goldmenschen. Diese mystische Anschauung gelangte nun in den späteren alchimistischen Büchern auch darin zum Ausdruck, daß die Metalle meist mit einer kleinen, tierischen oder menschlichen Figur bezeichnet wurden. Der Verwirrung des organischen und anorganischen Bereiches wurde auf diese Weise Tür und Tor geöffnet und die alchimistischen Schüler Sosimos bauten die Lehre des Meisters weiter aus. Wenn sich in der Retorte, meinten sie, Kupfertierlein und Silbermännlein brauen lassen, so könne es schließlich einem glücklichen Alchimisten gelingen, auch ein wirkliches Menschlein künstlich herzustellen. Seiner klassischen Vollendung wurde dieser exzentrische Gedanke etwa 1000 Jahre später durch den gelehrten deutschen Arzt Theophrast Hohenheim zugeführt.

Theophrast Hohenheim, mit seinem lateinischen Namen Aurelius Bombastus Paracelsus, der Vater des Homunkulusgedankens, war ein Zeitgenosse Luthers und wurde in der deutschen Schweiz geboren. Von einem unstillbaren Wissensdurst gequält, blieb Paracelsus zeitlebens ein fahrender Scholast. Ein unruhiges, unstetes Wanderleben führte den gelehrten Globetrotter nach Deutschland, Ungarn, Niederlande und England. Es war vielleicht weniger die Abenteuerlust, die ihn in die Ferne trieb, als die Ueberzeugung, daß man einzig und allein von dem Wolfe lernen könne. Als berühmter und angesehener Arzt gestand er es, am meisten von Bauern und Barbieren, von Mördern und Henkern gelernt zu haben. Den Pfaffen und Ärzten seiner Zeit an Wissen turmhoch überlegen, hatte er mit ihnen zeitlebens die heftigsten Kämpfe auszufechten. Auch aus Basel, wo er sich als Professor der Medizin niederließ, vertrieb ihn der Meid und Haß seiner Berufs-

kollegen. Aus Innsbruck, wohin nun sein Weg führte, wurde er als „Bagabund“ ausgewiesen. Der Erzbischof von Salzburg berief hierauf den Naturforscher in seine Residenz. In Salzburg sollte Paracelsus zum Opfer des Meides und der Unwissenheit der Ärzte, die ihn haßten, fallen bei einem Gastmahl, an dem er sich scheinbar einen starken Schwips angetrunken hatte, wurde er vergiftet.

Das Salzburger Volk hat das Andenken des edlen Menschen und freigebigen Arztes viele Jahre bewahrt; Jahrzehnte nach seinem Tode wurde noch die Legende erzählt, daß er in seinem Grabe sitzt, der Auferstehung harrend, deren Zeit er in einem seiner Bücher pünktlich geweissagt haben soll. Sein Vermögen hat er den Armen hinterlassen, seine Schriften und Manuskripte hat ein mit ihm befreundeter Barbier namens Andreas Wendel geerbt.

Nach dem Tode Paracelsus boten seine Feinde alles auf, um seinen Ruf zu beschmutzen. Die Pfaffen sagten, er sei ein Heide, die Ärzte, daß er zeitlebens ein Ignorant gewesen. Pfaffen und Ärzte waren aber darin einig, daß Paracelsus ein Kastrat war. Wenn auch diese Behauptung aller Wahrscheinlichkeit nach nur auf eine Verleumdung seiner Feinde zurückzuführen ist, scheint es doch eine Tatsache zu sein, daß Paracelsus zeitlebens nichts mit Frauen zu tun hatte. Ein interessanter biographischer Zug, den Paracelsus mit keinem Geringeren, als dem größten deutschen Denker Immanuel Kant teilt.

Paracelsus war jedenfalls ein ganz eigenartiger Kauz: ein Witzbold, dessen satirische Laune selbst in ernstest wissenschaftlichen Schriften zum Durchbruch gelangt, und es ist bei ihm wie bei Lametrie, schwer zu entscheiden, wann es ihm mit seinen Feststellungen ernst sei. Derselbe Paracelsus, der mit seinen wertvollen wissenschaftlichen Entdeckungen einer der Vorläufer der modernen

Medizin geworden, hinterließ in einem seiner Werke ein Rezept über die künstliche Herstellung des Menschen.

Die Idee selbst, daß die Herstellung eines Menschen auf künstlichem, chemischem Wege möglich sei, stimmt mit der platonischen Naturphilosophie Hohenheims überein. Es war doch seine innerste Ueberzeugung, daß zwischen der Natur, dem Makrokosmos und dem Menschen, dem Mikrokosmos, eine vollkommene Harmonie bestehe. Der Mensch sei doch nichts anderes als die Quintessenz der großen Welt, und was in allen organischen Wesen, in Tieren und Pflanzen der Erde zerstreut erscheint, sei nun im Menschen zu einer Quintessenz gesteigert. In seiner Schrift „Paramirum“ gibt er nun eine praktische Anleitung dazu, wie die organischen Stoffe zu der menschlichen Quintessenz gesammelt und zusammengesetzt werden können. Nach seiner Vorschrift entsteht der Homunkulus durch die Digestion menschlicher Samen in in dem Uterus einer Stute.

War es ihm mit diesem ulkigen Rezept ernst, oder wollte er nur seinen naturphilosophischen Gedanken von der Einheit der organischen Welt in witzige Form kleiden? Die Frage ist schwer zu entscheiden. Es steht nur die Tatsache fest, daß mit jenem berühmten Rezept des Paracelsus der Homunkulus geboren wurde. Ob sich ein eifriger Schüler des humorvollen Naturforschers fand, der, auf des Meisters Worte schwörend, es mit der von ihm empfohlenen Methode auf einen praktischen Versuch ankommen ließ, ist uns unbekannt. Das Retortenmenschlein des Paracelsus hat jedenfalls seine Unsterblichkeit Goethe zu verdanken, der unter den vielen Symbolen, die er in den zweiten Teil seines „Faust“ „hineingemischt“ hat, auch den Homunkulus nicht vergaß.

Aus „Der Mächtnmensch“ von Desiderius Papp
(Stein-Verlag, Leipzig).